



Martin Nicol

Mehr Gott wagen

Predigten und Reden zur
Dramaturgischen Homiletik

V&R

Martin Nicol: Mehr Gott wagen



Martin Nicol: Mehr Gott wagen

Martin Nicol: Mehr Gott wagen

Martin Nicol

Mehr Gott wagen

Predigten und Reden zur
Dramaturgischen Homiletik

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2019, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Tau aus Himmelshöhn (nach Kyrie-Litanei GL 158)
von Christa Schüssel, Nürnberg.

Satz: textformart, Daniela Weiland, Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-647-57316-8

Vorwort

Es wurde Zeit. Mit diesem Buch melde ich mich nach längerer Pause wieder homiletisch zu Wort. Um zu verdeutlichen. Um zu korrigieren. Um Missverständliches zu klären. Um das Programm fortzuschreiben. Und um mit eigenen Werkstücken zu zeigen, wie Predigt im Rahmen der Dramaturgischen Homiletik gehen kann. Dazu ein Hinweis gleich zu Beginn: Wer mit dem Begriff der „Dramaturgischen Homiletik“ nichts oder nicht viel anfangen kann, möge zunächst einen Blick in die beiden Texte im Anhang werfen, mit denen Grundbegriffe erläutert und die Umriss des Programms gezeichnet werden.

Dass auch dieses Buch als Absender wieder die Göttinger Verlagsadresse von V&R trägt, freut mich. Mein Dank geht an alle, die im Verlag selbst und in seinem Umfeld mit dem Buch befasst waren.

Wieder gab es Menschen, die mir von ihrer Zeit schenkten und halfen, dass dieses Buch nun in den Druck gehen kann. Christa Schüssel lockt mit ihrem Cover-Bild den Blick ins Buch und die Phantasie ins Blaue; so können sich Bücher sehen lassen. Markus Zuckermeier las die noch unfertigen Kapitel und entdeckte das werdende Buch als Hilfe zum genaueren Hören von Predigten. Veronika Bibelriether las engagiert Korrektur. Und Susanne Galsterer organisierte das stressige Finale auf dem Erlanger Lehrstuhl so, dass das Buch nicht in der Fülle dessen, was auch noch zu tun war, steckenblieb.

Dieses Buch wäre ohne eine ausgebreitete Tätigkeit in der Aus- und Fortbildung nicht entstanden. Ungezählte Pfarrerrinnen und Pfarrer haben bei solchen Gelegenheiten Predigten erstellt und in die kollegiale Beratung eingebracht. Das Buch versteht sich auch als Reflexion auf das, was über die Jahre bei Seminaren im In- und Ausland homiletisch versucht, erreicht oder auch verfehlt wurde. Das Braunschweiger Atelier Sprache e.V., inspiriert und profiliert vor allem durch Ingrid Drost von Bernewitz und Dieter Rammner, hatte dafür den Auftakt gesetzt.

Von Anfang an habe ich solche Fortbildungen nicht alleine durchgeführt. Im Lauf der Jahre formierte sich ein ganzes Team von Leuten, die in der homiletischen Didaktik bewandert sind. Am häufigsten waren dabei: Katharina Bach-Fischer, Romina Englert-Rieder, Franziska Grießer-Birmeyer und Alexander Proksch. Sie haben Seminare mit mir vorgeplant, durchgeführt und nachbesprochen. Zusammen mit Kerstin Baderschneider und Peter Seidel wirkten sie im Oberseminar an der Auswahl der Predigten mit und versahen eine frühe Fassung der Kapitel in diesem Buch mit Rückmeldungen.

Die Reihe derer, die sich mit mir in homiletisch-didaktische Abenteuer stürzten, wäre unvollständig, würde ich Alexander Deeg nicht eigens nennen. Da-

mals, noch vergleichsweise zaghaft, wagte er mit mir erste Schritte aus der akademischen Welt in die pastorale Fortbildung. Er hat in all den Jahren mehr zur Homiletik beigetragen, als das Buch explizit erkennen lässt.

Zum Wintersemester 2015/16 habe ich, nach langem Zögern und gleichsam in der Stretta meines beruflichen Finales, das Amt des Universitätspredigers übernommen. Ich habe erlebt, wie verlässlich unsere gottesdienstliche Tradition in die Zukunft trägt und wie gut es der Predigt tut, wenn sie zwischen Lesungen und Liedern unaufdringlich ihren Platz einnimmt. Das Gotteswagnis beginnt da, wo man gemeinsam dem fremden Wort der Bibel traut. Ich danke Lektorinnen und Lektoren, die bei der Vorbereitung weder Zeit noch Mühe scheuten, um dann am Sonntag den Worten, Bildern und Geschichten der Bibel ihre Stimme zu geben. Mein Dank geht auch an Konrad Klek, der mit seinen ersten Orgeltönen den Gottesdienst aus der Stille hob und die Gemeinde ermunterte, sich leichten Herzens und nicht selten beschwingt in die Gotteszeit einzusingen. Wo das fremde Wort der Bibel so hoch im Kurs stand und wo der Gemeinde auf so erhebende Weise das erste Wort zukam, fiel es mir beinahe leicht, das Wort der Predigt zu wagen.

Erlangen, am 1. August 2019
Martin Nicol

Inhalt

Einführung 13

I

Mehr Gott wagen

Predigen in Zeiten der Indifferenz

- Mehr Gott wagen
Glaube und Sprache 19
- War da was?
Religiöse Indifferenz 20
- Warten auf Resonanz
Eine Fremddiagnose 23
- Mehr oder weniger Gott
Lob des Komparativs 24
- Predigt mit Kommentar:
Zu ihrem Gedächtnis 27
Mk 14,3–9

II

Wie alles zwei Zeiten hat

Wirklichkeit im Gotteshorizont

- Weltzeit und Gotteszeit
Zwei-Zeiten-Modell 35
- Zwischen den Zeiten
Polarität als Redemodus 37
- Zeit-Zeichen
Welt als Gleichnis 39
- Parataktik
Strategien der Zuordnung 40
- Predigt mit Kommentar:
Gott Zeit geben 44
Thema: Was ist Gottesdienst?

III

Kunst unter Künsten

Predigt im Zeichen der Ästhetik

■ Die Kunst, von Gott zu reden Homiletik, Ästhetik, Rhetorik	52
■ Gekünstelt. Kunstvoll. Gekonnt Predigtarbeit zwischen Kunst und Handwerk	54
■ Dadaismus und Dialektik Schweiz als Krisenbiotop	56
■ Schnitt-Technik in Reinkultur Gustav Mahler und die Homiletik	59
Predigt mit Kommentar: Loben zwecklos	63
Musik-Predigt: John Rutter „Gloria“	

IV

Im Anfang war das Wort

Die Autorität der Predigt

■ Mit den Wörtern im Wort Logo und Logos	70
■ Worte der Heiligen Schrift Von kanonischer Leichtigkeit	72
■ Die Mystik und das Wort Grenzen der Performanz	74
■ Gott nicht klein reden Wie sich Banalitäten vermeiden lassen	77
Predigt mit Kommentar: Licht vom Licht	80
Thema: Menschwerdung	

V

Einander ins Bild setzen

Kommunikation im Evangelium

- Im Licht der Verheißung
Die Frage nach „dem Hörer“ 88
- Kommunikation des Evangeliums
Rückruf einer Zauberformel 91
- Das Leben der Anderen
Wovon Udo Jürgens ein Lied singen konnte 93
- Einander ins Bild setzen
Leitbild mit Utopie 97

Predigt mit Kommentar:
Wo, guter Hirte, bleibst du? 100
Hes 34,1–2.10–16.31

Bonus-Move 106

VI

Predigtmachen

Lust auf Handwerk

- Dübeln und Denken
Pragmatik des Unmöglichen 108
- Im Zweifel für das Handwerk
Professionalität beim Predigtmachen 109
- Darüber lässt sich reden
Kollegiale Beratung 110
- Kreativität im Indikativ
Und wie der Imperativ überfordert 112

Predigt mit Kommentar:
Harte Botschaft Herrlichkeit 115
Joh 12,20–26

VII

Zweisprachigkeit

Glaube und Theologie

- Prinzipiell zweisprachig
Predigt und Homiletik 123
- Einander voraus
Wettstreit der Sprachen 126
- Diskurs und Divertimento
Was eine Programmschrift leistet 128
- Predigt geht anders
Sprache und Layout 129

Predigt mit Kommentar:
Traumzeit mit Maria 132
Lk 1,26–38

VIII

Der erwartbare Gott

Wie Sprache Theologie macht

- Der pastorale Schluss
No-Go in Kino und Kirche 140
- Sinnstiftende Rede
Was im Land erwartet wird 141
- Abschließend sinnstiftende Sätze
Zur Erwartbarkeit im Finale 143
- Poetisch sprechen
Gegen-Leben durch Gegen-Rede 147

Predigt mit Kommentar:
Eine unmoralische Geschichte 149
Joh 8,3–11

IX

Zum Lachen fremd

Predigt und Humor

- Nichts zu lachen
Die Welt von oben 157
- Es darf gelacht werden
Humor in der Kirche 158
- Wahrhaft komisch
Kleine Homiletik des Humors 160
- Adagio und Scherzo
Versuch über die Leichtigkeit 163
- Predigt mit Kommentar:
Gott zu Gast 166
Gen 18,1–8
- Bonus-Moves 171

X

Ins Ungesagte springen

Für eine Theologie mit Zukunft

- Melancholie der Erfüllung
Wie die Verheißung wächst 175
- Hier ist mehr denn Eco
Wie offen die Predigt wirklich ist 177
- Das Prinzip Spannung
Dramaturgische Schrifterkundung 179
- Sehnsüchtiglich gern
Doxologie als Sprache der Hoffnung 182
- Predigt mit Kommentar:
Bis ins Kleinste & Letzte 185
Offb 21,1–5a

Ausblick 193

Anhänge

- Dramaturgische Homiletik: Begriffe (1) u. Programm (2) 195
- Literatur 210
- Namen 217

Martin Nicol: Mehr Gott wagen

Einführung

Gott wagen

Einander ins Bild setzen: Mit dem Leitbild als Titel präsentierte sich einst die Dramaturgische Homiletik. Damit verlockte sie zum Probieren und Experimentieren. Fast zwei Jahrzehnte später präsentiere ich ein neues Buch zur Dramaturgischen Homiletik mit einer syntaktisch analogen Formulierung: *Mehr Gott wagen*. Nun aber signalisiert der Titel ein Problem. Zwar war das Predigen schon immer ein Wagnis, das Wagnis nämlich, eine Wirklichkeit anzusagen, die nicht einfach identisch ist mit unseren Realitäten. Aber das Wagnis ist anders geworden. Zwei Gegebenheiten vor allem sind es, die derzeit das Predigen zum Wagnis machen.

Einerseits hat sich der Glaube an den dreieinigen Gott im Miteinander mit anderen Religionen zu behaupten. Die euphorische und auch ein wenig hochmütige Behauptung, wir Christen seien ganz anders und unser Gottesglaube stelle eigentlich eine Gegen-Religion dar, hatte ihre Zeit. An ihre Stelle tritt die verhalten neugierige Beobachtung anderer Religionen, die in Hörweite der Kirchenglocken ihren Gottesglauben leben. Andererseits ist unsere Lebenswelt gerade im Blick auf Gottesdienst und Predigt in massivem Wandel begriffen. Eine zunehmend säkulare Gesellschaft begegnet dem christlichen Reden von Gott mit Unverständnis und wachsender Indifferenz. Die selbstverständliche Säkularität der Welt, in der wir leben, nährt längst auch in Kerngemeinden den Zweifel, ob es sich denn mit Gott wirklich so verhält, wie es Sonntagspredigten gerne hätten. Eine massive Wiederkehr der Religion trifft in eine Zeit, die sich längst von Gott verabschiedet hat.

In dieser schwierigen Lage sollte die universitäre Theologie eigentlich zur Orientierung beitragen. Die aber scheint vielerorts mehr damit beschäftigt, sich als Kulturwissenschaft in einer durchmodularisierten Universität zu positionieren, als sich öffentlich dem Gotteswagnis zu stellen. Andere Disziplinen der Theologie können, etwa durch strikt historische Ausrichtung, das Gotteswagnis auch umgehen. Der Homiletik aber bereitet es auf Schritt und Tritt prinzipielle und predigtpraktische Probleme. Denn ich beschreibe die Predigt gerade deswegen als Wagnis, weil sie es mit Gott zu tun hat. Predigen heißt: Gott wagen. Heißt: mit Sprache an die Gotteswirklichkeit rühren, in der wir „leben, weben und sind“¹. Heißt: im Medium der Worte, Bilder und Geschichten der Bibel nach Gott suchen. Heißt: Gott wagen, wo die Sehnsucht nach Glück gelebt und

¹ Apg 17,28.

die Frage nach Gott nicht mehr gestellt wird. Von solchen Entwicklungen kann eine Homiletik, die sich der realen Predigt als ihrem Gegenstand verpflichtet weiß, nicht absehen.

Predigten und Reden

In einer Situation, wie ich sie soeben mit wenigen Strichen umrissen habe, präsentiere ich ein Buch, das neben theologisch reflektierenden Texten auch Predigten enthält. Verlage reagieren mit Zurückhaltung auf das Stichwort „Predigt“. Gänzlich neu ist solche Skepsis gegenüber Büchern mit Predigten nicht: „Wie kann man glauben, heutzutage noch durch Predigtbücher auf die Menschen wirken zu können?“, fragte einst skeptisch ein Theologieprofessor und prophezeite den Nürnberger Predigern Christian Geyer und Friedrich Rittelmeyer, ihr gemeinsamer Predigtband „Gott und die Seele“ (1906) werde wirkungslos bleiben. Er habe aber, erinnert sich Rittelmeyer, mit allen anderen Büchern und Schriften zusammen allenfalls halb so viele Menschen erreicht wie mit gedruckten Predigten.²

Das waren andere Zeiten. „Wenn ich“, so Rittelmeyer, „über die Spitalbrücke in meine Heilig-Geist-Kirche ging, habe ich mir oft gesagt: Was kannst du dir vom Schicksal Schöneres wünschen, als Sonntag für Sonntag zu so vielen hundert Menschen von dem Höchsten zu sprechen, was es unter den Menschen gibt?“³ Ähnlich viele Menschen freilich füllen heute weder in Nürnberg noch anderswo die Kirchen, Predigt-Ereignisse wie die um Geyer und Rittelmeyer sind Geschichte, und Predigtbände werden nur noch gelegentlich publiziert. Gleichwohl veröffentliche ich dieses Buch. Erst waren die Predigten. Dann kamen die Reden und Kommentare. Schließlich ist ein Buch entstanden, das über eine Sammlung von Predigten weit hinausgeht.

Was ich in zehn Kapiteln biete, sind, so der Untertitel, „Predigten und Reden“. Faktisch handelt es sich um den schriftlichen Niederschlag von Predigten, die gehalten wurden, und um die schriftliche Fixierung von Reden, die so nie gehalten werden. Indem ich die thematisch ausgerichteten Texte „Reden“ nenne, signalisiere ich, dass ich Menschen anreden, anregen und gelegentlich aufregen will. Eine Rede liefert nicht nur Fakten und Ergebnisse, sondern sie nimmt das Auditorium mit in eine Denkbewegung, die Vertrautes hinterfragt, Bekanntes anders beleuchtet und Neues entdeckt.

Es wäre unsachgemäß, über das Predigen nur zu reflektieren. Es liegt in der Natur der Sache, dass auch die Predigt selbst zu Wort kommt. Denn das Bemühen, öffentlich Sprache zu finden für das, was sich der alltäglichen Wahr-

² Rittelmeyer, Aus meinem Leben, 238.

³ Ebd., 239.

nehmung entzieht, ist entweder konkret oder gar nicht. Und nur wer Predigt-sprache vor Augen hat und ihren Klang im Ohr, kann begründet über Predigt nachdenken. Darum muss ein Buch zur Homiletik auf konkrete Predigten Bezug nehmen. In diesem Fall sind es eigene Predigten des Autors, um die herum dieses Buch entstanden ist.

Mündlichkeit und Manuskript

Lange habe ich mich gegen die Veröffentlichung von Predigten gesträubt. In meiner Programmschrift „Einander ins Bild setzen“ legte ich so großen Wert auf die Mündlichkeit des Predigtgeschehens, dass an eine Publikation von Predigten im Buchformat nicht zu denken war. Inzwischen propagiere ich einen manuskriptfreien Vortrag der Predigt nicht mehr in gleicher Weise. Wichtiger ist mir die handwerkliche Solidität einer schriftlich ausgearbeiteten Predigt.⁴ Freilich sollte das Manuskript in jedem Fall die Sprache erkennen lassen, die dann tatsächlich von der Kanzel zu hören sein wird. Bei den Predigten, die sich in diesem Buch finden, deuten vor allem zwei Eigenheiten des Manuskripts auf die Mündlichkeit der Rede.⁵ So erscheinen Bibelzitate und biblische Anspielungen im Kursivdruck; das lässt schon mit dem bloßen Auge etwas von der Machart der Predigt erkennen und eröffnet darüber hinaus die Chance, im Vortrag das Zitat als solches hörbar zu machen. Sodann finden sich Zwischentitel, die nicht gelesen werden, aber Zäsuren zur Gliederung des Hörvorgangs anzeigen. Denn das Kanzelgeschehen ist mündliche Kommunikation. Dort ist eine andere Sprache erforderlich als in einem geschriebenen und für das lesende Auge bestimmten Text. Manuskript und Mündlichkeit schließen einander nicht aus, sondern bedingen und beeinflussen sich wechselseitig.

Meine Predigten und die Predigt der Anderen

Auch abseits von Mündlichkeit und Manuskript bleibt die Veröffentlichung von eigenen Predigten eine sensible Sache. Friedrich Niebergall (1866–1932), der große Homiletiker der liberalen Theologie, scheint da zunächst kein Vorbild abzugeben. Gefragt, welche Predigtsammlungen er als Muster empfehlen könne, verwies er, scheinbar bedenkenlos, auf seine eigenen Predigten: „Darum gebe ich selbst eine größere Anzahl von Predigten heraus, wie ich sie zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gemeinden gehalten habe.“ Um dann freilich sofort dem Verdacht entgegenzutreten, er halte seine eigenen Predigten für die

⁴ Vgl. Deeg u. a., *Präsent predigen* [2011]. Dieser Streitschrift stimme ich heute eher zu als zum Zeitpunkt ihres Erscheinens.

⁵ Zu den Details von Sprache und Layout: s. u. S. 129 ff.

denkbar besten: Die Predigten seien „für den didaktischen Zweck“ bestimmt; es handle sich um „Predigten zum Studium, nicht zur Erbauung und nicht zur Nachahmung“.⁶

Predigerinnen und Prediger haben über fast zwei Jahrzehnte im Braunschweiger *Atelier Sprache* und anderswo meine homiletischen Fortbildungen besucht und dort ihre Predigten in die kollegiale Beratung eingebracht. Nun werden sie meine Predigten lesen. Wer das in der Erwartung tut, hier Musterpredigten vorzufinden, den oder die muss ich enttäuschen. Denn nicht, wie es gehen soll, will ich zeigen, sondern wie es auch gehen kann. Ich biete mit den zehn Predigten in diesem Buch keine Musterpredigten, sondern Werkstücke. Darauf deuten auch meine Kommentare, mit denen ich zuweilen recht kritisch auf Predigten zurückblicke, die ihre Zeit hatten.

Es fügt sich gut, dass erst im vergangenen Jahr ein Band mit 21 Predigten erschienen ist, die von den Autorinnen und Autoren selbst und von den Herausgeberinnen nicht immer mit gleicher Entschiedenheit, aber letztlich dann doch dem dramaturgisch-homiletischen Spektrum zugeordnet wurden. Die Predigten belegen die Vielfalt dessen, was im weiten Umfeld des Konzepts möglich ist.⁷ Auch das sind keine Musterpredigten, sodass ich meine eigenen Predigten mit gutem Gewissen dazulegen kann.

Orte der Predigtarbeit

Im Herbst 2002 erschien erstmals meine Programmschrift zur Dramaturgischen Homiletik. Sie entwirft die Vision einer erneuerten Kultur des Predigens, des Predigtlehrens und Predigtlernens. Dem waren fast zehn Jahre homiletischer Erkundungen zwischen Europa und Nordamerika vorausgegangen. Inspiriert und ermutigt hatten mich vor allem die Erfahrungen im Fortbildungsprogramm *Doctor of Ministry in Preaching* in Chicago.⁸ Meine Erlanger Antrittsvorlesung am 14. Februar 1996 bündelte diese Einsichten. Für den deutschsprachigen Raum erhoffte ich mir einen Ort, an dem in vergleichbarer Weise das Predigen im geschützten Bereich einer homiletischen Werkstatt ausprobiert werden könnte.

Noch bevor die Programmschrift als Buch erschien, hatte in Braunschweig das Team des Predigerseminars die Chance erkannt und kurzentschlossen das *Atelier Sprache e. V.* gegründet. Die kleine Braunschweigische Landeskirche hat, indem sie diese Pioniertat kräftig unterstützte, Großes für die deutschsprachige Predigtkultur geleistet. So bewährte sich das Braunschweiger *Atelier Sprache* von Anfang an als ein Gemeinschaftsprojekt zwischen akademischer

⁶ Niebergall, Wie predigen wir dem modernen Menschen, Dritter Teil, V.

⁷ Bach-Fischer u. a. (Hg.). Einander ins Bild gesetzt.

⁸ Vgl. Nicol, *Preaching from Within* [1997]; ders., *Preaching as Performing Art* [2000].

Homiletik und kirchlicher Predigtarbeit.⁹ Der akademische Impuls wäre verpufft, hätte Braunschweig nicht Nägel mit Köpfen gemacht und zunächst über die Predigerseminare in Deutschland sowie in Ost- und Nord-Europa für die Idee einer Fortbildung im Predigen geworben. Dass das *Zentrum für evangelische Predigtkultur* in Wittenberg seine Arbeit aufnahm, dass sich der *Bonner Predigtpreis* mit erfreulichem Echo etablieren konnte und dass in kirchlichen Programmen zur Fortbildung das Predigen inzwischen einen festen Platz einnimmt, darf man als Signale homiletischen Aufbruchs werten. Dass die Dramaturgische Homiletik daran Anteil hat, erfüllt mich mit Freude.

Zum Gebrauch des Buchs

Viele Leserinnen und Leser werden das Konzept der Dramaturgischen Homiletik kennen, vielleicht sogar die Programmschrift gelesen haben. Leider aber ist sie wie auch das zugehörige Praxisbuch derzeit nur in elektronischer Form auf dem Markt. Da das vorliegende Buch das Programm voraussetzt, habe ich im Anhang einen Text von 2006 beigegeben. Er präsentiert klar und knapp Anliegen und Vorgehen der Dramaturgischen Homiletik, atmet noch immer den Schwung und die Entschlossenheit des Anfangs und intoniert bereits das Gotteswagnis, dem sich nun dieses neue Buch widmet. Ich bin erstaunt, wie wenig Staub sich in all den Jahren auf den Text gelegt hat, und präsentiere ihn erneut, diesmal als eine Art „Dramaturgische Homiletik für Einsteiger“. Was der Text von 2006 voraussetzt, was man aber für die Lektüre auch dieses neuen Buches wissen sollte, sind die Grundbegriffe Dramaturgischer Homiletik, die ich aus unserem Praxisbuch genommen habe.

Das Buch ist, so jedenfalls meine Intention, leserfreundlich angelegt. Die Texte der „Reden“ sind kurz oder doch überschaubar. Sie bauen nicht aufeinander auf, sondern beleuchten jeweils einen Aspekt der für das Kapitel zentralen Problematik. Die vom Internet her bewährte Menüstruktur erlaubt eine Lektüre nach Lust, Laune und aktuellem Interesse.

Dieses Buch bezieht sich durchgehend auf das Konzept der Dramaturgischen Homiletik. Es bietet eine positionsstarke, diskussionsfreudige, gelegentlich auch polemisch zugespitzte Äußerung des Autors zu seinem Programm. Oder besser gesagt: zu dem Programm, das in der Zusammenarbeit mit Alexander Deeg theologisch und didaktisch zu einem Konzept wurde, nach dem Fortbildungen gestaltet, Diskussionen geführt und Predigten gemacht werden. Dass wir anfangs gemeinsam die „Göttinger Predigtmeditationen“ mit kräftigen Impulsen

⁹ Vgl. auch die Veröffentlichungen des Ateliers Sprache e. V. auf der Basis der Bugenhagen-Symposien von 2009 bis 2018. Leider geben sich die Bücher, allesamt bei der Evangelischen Verlagsanstalt in Leipzig erschienen, nicht als Reihe mit nummerierten Bänden zu erkennen.

versahen und dass nun von Leipzig aus diese Arbeit weiter geleistet wird, trägt auf eine eher stille, aber solide und kontinuierliche Weise zur Qualität der Predigt im Lande bei.

Ihr kirchlicher Erfolg hat die Dramaturgische Homiletik nicht der akademischen Debatte enthoben. Das zeigen die zahlreichen Rückmeldungen in Rezensionen, Aufsätzen und Buchkapiteln. Dass sich darin neben Zustimmung auch Fragen, Einwände und Skepsis artikulieren, ist selbstverständlich. Mit diesem Buch melde ich mich in den laufenden Diskussionen zu Wort. Ich tue das mit Blick auf Kolleginnen und Kollegen, die sich mit der Dramaturgischen Homiletik auseinandergesetzt und Bedenkenswertes angemerkt haben. Aber zugleich möchte ich nicht im akademischen Diskurs verharren, sondern auch sehr direkt Predigerinnen und Predigern Mut machen für das Wagnis, das sie Sonntag für Sonntag auf der Kanzel eingehen. Ob das ein riskanter Spagat ist oder eine für die Predigtkultur förderliche Weise des Nachdenkens, werden Leserinnen und Leser entscheiden.

I

Mehr Gott wagen

Predigen in Zeiten der Indifferenz

- **Mehr Gott wagen**
Glaube und Sprache
 - **War da was?**
Religiöse Indifferenz
 - **Warten auf Resonanz**
Eine Fremddiagnose
 - **Mehr oder weniger Gott**
Lob des Komparativs
-
- **Mehr Gott wagen**
Glaube und Sprache

Die Kanzlerschaft von Willy Brandt verbindet sich noch Jahrzehnte später mit der programmatischen Formel „Mehr Demokratie wagen“.¹ Erstmals geäußert in der Regierungserklärung vom 28. Oktober 1969, erinnert sie an den Aufbruch, den der Machtwechsel in der damaligen Bundesrepublik bedeutete, und an die Begeisterung, die Willy Brandt für eine Erneuerung der Gesellschaft wecken konnte.

Das Aufbruchspotenzial von „Mehr Demokratie wagen“ evozierte Jan Ross, als er 2003 ein kritisches Resümee zum ökumenischen Kirchentag in Berlin abgab. Der Journalist plädierte für mehr Selbstbewusstsein der Kirchen, für Mut zu harten, widerständigen Worten und für eine Konzentration auf den Gottesglauben, das „Kerngeschäft“ der Kirche. Auch die „beflissenste Nettigkeit“ werde der Kirche nicht mehr die gesellschaftliche Akzeptanz von einst verschaffen. Gleichwohl erwarte auch eine pluralistische Gesellschaft von ihr nicht wenig. Sie sehe sich geradezu „nach erkennbaren Haltungen und Figuren, nach Felsbrocken im Meinungsbrei“. In dieser Situation empfehle sich die Devise „Mehr Gott wagen“.²

Als ich die Formel erstmals im Kontext von Homiletik verwendete, wollte ich den ästhetischen Konnex zwischen Form und Inhalt markieren: „Wer sich

¹ Brandt, Regierungserklärung, 252.

² Jan Ross, Mehr Gott wagen, in: DIE ZEIT Nr. 23 vom 28.05.2003.

aufmacht, Gott zu wagen, wird die Sprache verändern. Und umgekehrt: Experimente mit Sprache können ein Weg sein ins Gotteswagnis.“³ Damals verglich ich zwei Texte, die man eigentlich nicht vergleichen kann, weil sie völlig verschiedenen Gattungen angehören: eine Predigt von Kardinal Lehmann⁴ und ein Gedicht von Christine Lavant⁵, das aufgrund seiner Anspielungen und Bezugnahmen auf die Bibel versuchsweise mit einer Predigt verglichen werden kann. Beide Texte waren auf ihre Weise gut. Aber, so befand ich, wie Lehmann predigen viele, wie Lavant predigt niemand. Die Predigt des Kardinals war theologisch klar, dabei keineswegs abgehoben und lebensfern, folgte aber Mustern, die man kennt. Man wusste sozusagen vor jeder Biegung, wie es danach aussehen würde. Der Text der Dichterin ist schon als lyrisches Sprachgebilde nicht wirklich für die Öffentlichkeit geeignet, geschweige denn für eine Predigt. Aber die Dichterin setzte sich und die Leserschaft sprachlich und theologisch einem Wagnis aus. Da war Überraschung nach jeder Biegung, Spannung war mit der Sache gegeben, die Bibel war dem Zugriff einer unbequemen, eigenwilligen und hartnäckig katholischen Frau ausgesetzt.⁶ Eine solide Predigt also vom Kardinal und von der Dichterin ein fast schon ketzerisches Gedicht. Mein Fazit: „Irgendwo zwischen Lehmann und Lavant muss sie liegen: die Predigt, die sich aufmacht, mehr Gott zu wagen.“

Das war 2005. Seitdem hat der ästhetische Konnex von Gotteswagnis und Sprachgestalt in den akademisch-homiletischen Debatten an Akzeptanz gewonnen. Auch in der pastoralen Praxis begegnet die Bereitschaft, sich auf Kanzelwagnisse einzulassen, die zwischen dem Wagnis des Glaubens und dem Wagnis der Sprache oszillieren. An diesem Punkt ist die Predigt-Szene erfreulich in Bewegung gekommen.

■ War da was?

Religiöse Indifferenz

Geradezu dramatisch verändert hat sich innerhalb weniger Jahre der gesellschaftliche und kulturelle Kontext der Predigt. Dieser Kontext muss bedacht werden. Sonst wird die Kanzelrede zum Kitsch und das Wagnis zum Witz.

³ Nicol, Mehr Gott wagen [2005], 263.

⁴ Lehmann, Predigt zu Lk 10,1–9, Fernsehgottesdienst am 04.07.2004.

⁵ Lavant, Dreifach so groß wie sonst an Erdentagen, in: dies., Die Bettlerschale [1956], 80.

⁶ Vgl. die eingehende Interpretation des Gedichts: Nicol, Living with the Hidden God, 450 ff. Christine Lavant (1915–1973) wehrte sich gegen eine Sprache von Gott, die sie zu ersticken drohte. Religiöse Sprachkonvention konfrontierte sie mit Sprachtraditionen einer subversiv gelesenen Bibel. Den Großworten des Glaubens, die wie von einer kosmischen Kanzel aufs Menschenherz prasseln, hielt sie poetisch stand. In späteren Jahrzehnten hätte das wohl zum Auszug aus der Gottesvorstellung selbst geführt.

Heute wird vielerorts nicht einmal mehr bestritten, der früher allgegenwärtig war: Gott. Die hohe Zahl von Menschen, die noch nie nach Gott gefragt, sich nie an ihn gewandt, ihn noch nie gesucht oder vermisst haben, ist neu. Kämpferischer Affekt gegen die Religion begegnet seltener. Indifferenz tritt an die Stelle religiöser Affirmation oder antireligiöser Agitation. So selbstverständlich, wie man früher nach Gott mindestens fragte, so selbstverständlich kommt man heute oft nicht einmal auf die Idee, dass es diese Frage geben könnte.

Die Indifferenz wächst.⁷ Und sie wächst rasant. Darüber können Kirchensteuer, Religionsunterricht und Universitätstheologie nicht hinwegtäuschen. Selbst die spezifische Deutekraft der Religion für das Unfassbare liegt weit außerhalb dessen, was die Indifferenz der Gegenwart wenigstens in Interesse wandeln könnte.

Wirklich neu ist solche Indifferenz nicht. Der portugiesische Literat Fernando Pessoa verzeichnete unter dem Datum vom 29. März 1930: „Ich bin zu einer Zeit geboren worden, in der die Mehrheit der jungen Leute den Glauben an Gott verloren hatte, aus dem gleichen Grund, aus welchem ihre Vorfahren an Gott geglaubt hatten – ohne zu wissen warum.“ Er schaut den Jüngeren zu. Die Menschheitsideale, die für sie an die Stelle Gottes getreten seien, kann er nicht in gleicher Weise teilen: „Deshalb habe ich Gott nie so weitgehend aufgegeben wie sie und niemals die Menschheit als Ersatz akzeptiert. Ich war der Ansicht, dass Gott, auch wenn er unwahrscheinlich war, dennoch vorhanden sein und also auch angebetet werden konnte [...]“⁸

Das ist, wenn auch sehr verhalten, noch immer ein Gottesbezug. Aber er markiert eine Schwelle. Von der Haltung, die einstmals Religiosität ausmachte, ist dieser Gottesbezug bereits weit entfernt. Schon die nächste Zukunft gehörte für Fernando Pessoa einer Jugend, die Gott nicht mehr verlieren kann, weil sie ihn niemals hatte. In den ursprünglich christlichen Gesellschaften des Westens ist Gott abhanden gekommen wie bei Erich Kästner die Liebe. War da was? In seinem Gedicht „Sachliche Romanze“ beschreibt er ein Paar; den beiden „kam“, so die erschütternde Banalität, „ihre Liebe plötzlich abhanden / Wie andern Leuten ein Stock oder Hut.“⁹

Man kann die Phänomene auch anders deuten. Noch 2013 hat Wilhelm Gräb die Predigt als religiöse Rede konzipiert.¹⁰ Für ihn heißt Predigen, so seine Leitformel, „Leben deuten“.¹¹ Auf die vielfältige Frage des Menschen nach einem

⁷ Vgl. Hörsch/Pompe (Hg.), *Indifferent? Ich bin normal* [2017].

⁸ Pessoa, *Das Buch der Unruhe*, 16. Vgl. dazu Hake, *Ohne Gott leben*, 1 f.

⁹ Kästner, *Sachliche Romanze* [1929], in: ders., *Ges. Schriften für Erwachsene*, Bd. 1, 111.

¹⁰ Gräb, *Predigtlehre*; vgl. den Untertitel „Über religiöse Rede“.

¹¹ Vgl. ders., *Leben deuten*.

„letzten Sinnfundament“¹² wird in der Predigt „der religiöse Sinnstiftungsgehalt der christlichen Botschaft“¹³ zur Geltung gebracht.

Gräb denkt den Menschen konsequent in den Koordinaten moderner Subjektivität. Der einzelne Mensch entscheidet, welcher Sinndeutung er sich zuwendet und was er davon für sich in Anspruch nimmt; er fragt, ob er es weiß oder nicht, nach Religion. Woher Gräb diese Einsicht gewinnt, lässt sich nicht klar erkennen. Aber die Behauptung steht: „Es ist nicht so, dass die Individuen in der modernen Kultur nicht mehr nach dem Sinn ihres Lebens fragen, keine Symbole und Rituale zu dessen kommunikativer Vergegenwärtigung mehr bräuchten. Sie suchen nach dem allem und damit nach Religion.“¹⁴

In der *Süddeutschen Zeitung* kommt Matthias Drobinski zu einer anderen Einschätzung der Lage. Auf dem Hintergrund einer religionssoziologischen Studie, in der Menschen nach ihrem Kirchenaustritt befragt wurden, resümiert er:

„Die meisten [scil. Ausgetretenen] sind keine Kirchenfeinde, sie werden auch selten zu engagierten Atheisten, Humanisten, Buddhisten oder Esoterikern. Ihnen ist der Glaube einfach weniger wichtig geworden, verglichen mit den innerweltlichen Sinn- und Erfüllungsangeboten wie Familie, Partnerschaft, Beruf, Freizeit, Sport oder Hobbys. [...] Das bisschen Glauben, das ich brauche, mache ich mir selber. Die sozialen Kosten für den Austritt sind meist niedrig, vor allem dort, wo eine Mehrheit sagt: Ich glaube nichts – und mir fehlt nichts.“¹⁵

Subjektivität bestimmt auch hier das menschliche Handeln. „Selbst ist der Sinn“, so signalisiert es bereits der Titel. Diese Einsicht resultiert nicht aus einer Ontologie des Subjekts, sondern verdankt sich nüchterner Beobachtung. Der Mensch sorgt selbst für seinen Mindestbedarf an Religion. Das war's dann auch. Darüber hinaus sei lediglich Indifferenz zu konstatieren, gespiegelt in der banalen Wendung: „Ich glaube nichts – und mir fehlt nichts.“ Dass Religion gleichwohl die Gemüter beschäftige, habe, so Drobinski, den simplen Grund, dass „die zunehmend indifferente Mehrheitsgesellschaft mit einer hochgradig religiösen muslimischen Minderheit konfrontiert ist.“

Die Beobachtung wachsender Indifferenz bei Drobinski, bei Gräb die These einer habituellen Religionsbedürftigkeit: Ich gestehe, dass mir die nüchternen Zahlen, Fakten und Einschätzungen des Journalisten geeigneter scheinen, die faktische Predigtsituation in den Blick zu bekommen.

¹² Gräb, Predigtlehre, 19.

¹³ Ebd., 36.

¹⁴ Ebd., 166.

¹⁵ Matthias Drobinski, Selbst ist der Sinn, in: SZ vom 20./21.08.2016, mit Bezug auf eine Studie des Religionssoziologen Detlef Pollack.

■ Warten auf Resonanz

Eine Fremddiagnose

Begriff und Phänomen der „Resonanz“ werden derzeit breit diskutiert. Der Soziologe Hartmut Rosa hat mit seinem ebenso materialreichen wie lesbaren Buch „Resonanz“ (2016) die Vorlage geliefert. Er erklärt die Kultur aus dem Bedürfnis des Menschen nach Beziehung zu der Welt, die ihn umgibt und deren Teil er ist. In allen Bezügen seines Lebens ist der Mensch auf Resonanz ausgerichtet, auf einen Widerhall außerhalb seiner selbst, auf ein Echo aus dem Stück Welt, das sein Leben ausmacht. Wer die „äußere“ Welt als „äußerlich“ abtut, muss sich korrigieren lassen. Das Buch kann als Ermutigung gelesen werden, aus einem einseitig verinnerlichten Weltbezug noch einmal und mit allen Sinnen in die Welt aufzubrechen. Der Körper ist der ureigene Resonanzraum des Menschen; er präfiguriert die Welt als den großen, universalen Resonanzraum. An der Weltbeziehung aber entscheidet sich, ob das Leben gelingt.

Alexander Deeg würdigte den neuartigen soziologischen Entwurf als hilfreich für die pastorale Aufgabe.¹⁶ Die Religion zählt zu den elementaren Räumen, in denen Resonanz eingeübt und praktiziert wird. Insofern kann Deeg Pfarrerinnen und Pfarrer geradezu als „Resonanzexperten“ apostrophieren. „Resonanz“ kennzeichnet die Handlungen in der Kirche als Beziehungsgeschehen. Das gilt für die Beziehung unter den Menschen wie für die Beziehung des Menschen zu Gott. Es tut gut, solche grundlegenden Einsichten sozusagen von außen, vom Soziologen, bestätigt zu bekommen.

Dennoch lese ich den Text von Hartmut Rosa anders. Ich lese ihn als melancholischen Rückblick auf Zeiten, in denen Worte noch gen Himmel¹⁷ geschickt wurden in der selbstverständlichen Erwartung, sie würden nicht leer zurückkommen.¹⁸ Schleiermacher steht bei Rosa hoch im Kurs. Der Theologe der Romantik habe ein Subjekt gezeichnet, das beim „Universum“ Resonanz erwartete und im Sinne einer „veritablen wechselseitigen Berührung“ auch fand. In solchem Begegnungsgeschehen verortet Rosa die religiöse Erfahrung, wie Schleiermacher sie versteht.¹⁹ Aber das ist lange vorbei. Unsere Gegenwart sieht auf die Religion zurück. Der Soziologe diagnostiziert ein „existentielles Resonanzverlangen“ auch nach dem Ende der Religion. Die Moderne habe „glücklicherweise [...] andere Wege gefunden und institutionalisiert, die dieses Verlangen gleichsam als resonanzfunktionale Äquivalente zur Religion erfüllen können,

¹⁶ Vgl. Deeg, Von Pfarrern und Priestern in der evangelischen Kirche [2016].

¹⁷ Jesus fuhr „gen Himmel“ (Apg 1,11 u. ö.), Menschen schreien ihre Not (1Sam 5,12 u. ö.) oder senden ihr Lob (2Chr 20,19) „gen Himmel“.

¹⁸ Vgl. Jes 55,11 (zur Formulierung) und Gen 8,11 (zur Vorstellung).

¹⁹ Vgl. Rosa, Resonanz, 417.

ohne auf ein metaphysisches Glaubenssystem angewiesen zu sein.“²⁰ Nachdem er verhalten, fast trauernd, aber diagnostisch unumgänglich das Ende der Religion ausgerufen hat, präsentiert Hartmut Rosa Kunst, Natur und Geschichte als Funktionsäquivalente der vergangenen Religion.

Doch selbst diese Äquivalente der Religion scheinen in mancher Hinsicht bereits der Vergangenheit anzugehören. Was bei Rosa nur am Rande thematisiert wird, ist vielleicht das größte Resonanzproblem, vor dem die Menschheit je gestanden hat: die mediale Resonanz. Da sie dem Bedürfnis nach Kommunikation entsprechen, haben „digitale Medien ohne Zweifel den Charakter von Resonanzachsen“.²¹ Das Problem besteht darin, dass quer durch Milieus und Kulturen der Bildschirm zum „Leitmedium nahezu aller Weltbeziehungen“ wird²² und dass sich durch den Bildschirm die Weltbeziehungen „auf einen einzigen Resonanzkanal reduzieren“.²³ Fast schon rhetorisch mutet die Frage an, ob Bildschirme „nicht per se eine Leibresonanzen verhindernde Wirkung haben“.²⁴

Gott war dem Menschen immer und ganz selbstverständlich eine Instanz, aus deren Richtung Resonanz erwartet werden konnte. Die Frage, ob von Gott heute noch Resonanz zu erwarten sei, begleitet, wenn ein Theologe den Entwurf von Rosa studiert, die Lektüre. Dass der Soziologe darauf keine Antwort geben kann, versteht sich. Aber er verschärft mit seinen Überlegungen die Frage nach der Gottesresonanz. Als die Religion noch in Geltung stand, gab es zwar auch Verzerrungen und Reduktionen. Aber prinzipiell war in ihr die Beziehung zu Gott und der Welt gut aufgehoben und hatte, christlich gedacht, in der Kirche einen Ort. Durch die hohe gesellschaftliche Geltung der Kirche konnte die Resonanzexpertise der Kirche kulturprägend wirken.

■ Mehr oder weniger Gott

Lob des Komparativs

Mehr Gott wagen – das klingt, als gäbe es ein Mehr oder Weniger an Gott. In diesem Fall steht ein Mehr in Rede, also ein Komparativ. Mehr Gott wagen – das könnte heißen: Überzeugter und überzeugender als bisher von Gott reden. Könnte heißen: Mehr von Gott reden und weniger vom Menschen. Könnte heißen: Mehr Theologie predigen und weniger Ethik. Der Komparativ könnte gehört werden, als gelte es, aus sicherem Glauben heraus Gott missionarischer bei denen zur Sprache zu bringen, die mit einer minderen Kräftigkeit ihres

²⁰ Ebd., 452.

²¹ Ebd., 159.

²² Ebd., 155.

²³ Ebd., 158.

²⁴ Ebd.

Gottesbewusstseins nicht nur Schleiermachers Bedauern erregt hätten.²⁵ All das waren und sind mögliche Konsequenzen aus dem Komparativ.

Mehr Gott wagen? In den Zeiten der Indifferenz greift der Komparativ so, wie ich ihn eben expliziert habe, zu kurz. Er müsste korrigiert werden. Es geht nicht darum, mehr Gott, sondern überhaupt Gott zu wagen. Kirchliches Reden erweckt noch immer den Eindruck, als stehe in der Kirche Gottes Existenz außer Frage und als gelte es nur, diese Wahrheit mit Nachdruck nach außen plausibel zu machen.

Wer heute von Gott redet, lässt sich auf eine Größe ein, deren Existenz definitiv nicht beweisbar ist. Zwar war Gott, strenggenommen, noch nie beweisbar. Dank unserer Kultur aber und der prägenden Rolle, die darin der Kirche zukam, hatte die Größe „Gott“ eine gewisse Plausibilität. Es bedeutete ein Wagnis, auf diese Größe zu verzichten. Heute ist es ein Wagnis, Gottes Existenz zu behaupten oder sie, aller Indifferenz zum Trotz, sogar zu bekennen.

Das Wagemutige daran ist nicht allein die Tatsache, dass ein Reden von Gott immer wieder auch Widerstand, Spott oder Achselzucken provoziert. Wagemutig ist auch die Direktheit, mit der Gott zum Objekt menschlichen Wagemuts wird: Ich wage Gott. Der Prediger, der Gott wagt, kann sich selbst nicht gleichbleibend sicher sein, dass er eine Wirklichkeit evoziert, wenn er „Gott“ sagt. „Gott wagen“ bedeutet für die Kanzelrede, sich laut und öffentlich einem Versuch mit ungewissem Ausgang auszusetzen. Wer predigt, schickt Worte aus in der Hoffnung, dass sie nicht leer zurückkommen. Wie Noah die Taube ausfliegen ließ in der Hoffnung auf Land, so schicken wir Worte aus in der Hoffnung auf Gehör.²⁶ Die Rede ist nicht, wie man bei „Gehör“ erwarten könnte, vom „Hörer“. Die Rede ist von Gott. Aus unterschiedlichen Richtungen hofft die Predigt auf Resonanz: Aufmerksamkeit unter Menschen und Gehör bei Gott.

Dennoch habe ich über diese Predigten und Reden kein absolutes „Gott wagen“ gesetzt, sondern das komparative „Mehr Gott wagen“. In der menschlichen Erfahrung sind Glaube und Gott aufeinander bezogen. Insofern entspräche der Existenz Gottes auf der Menschenseite der Glaube, während seine Nichtexistenz nur mit Unglauben quittiert werden könnte. Gottes Existenz oder Nichtexistenz und, komplementär, Glaube und Unglaube lassen, genau genommen, dem Menschen nur die Wahl zwischen Alles oder Nichts. Das Leben aber spielt sich, Gott sei Dank, irgendwo dazwischen ab. Ein absolutes „Gott wagen“ wäre für die Person auf der Kanzel wie für die versammelte Gemeinde auf Dauer nicht durchzustehen. Komparativ ist angesagt. Denn der ist schlicht menschlicher. Der Komparativ entspannt die Lage.

²⁵ Vgl. Schleiermacher, *Der christliche Glaube*, etwa § 89,1 (Bd. 2, 24): „Unkräftigkeit des Gottesbewußtseins“.

²⁶ Vgl. Gen 8,8–12.